

HERDER-KORRESPONDENZ

Sechstes Heft - 5. Jahrgang - März 1951

Ein herrliches Buch verfaßt gegenwärtig der Heilige Geist! Kein Tag vergeht, ohne daß nicht Buchstaben gesetzt werden, Druckerschwärze gebraucht wird und Blätter ausgefüllt werden. Doch wir befinden uns in der Nacht des Glaubens. Das Papier übertrifft an Dunkelheit die Druckerschwärze. Die Lettern sehen verworren aus. Eine Sprache aus einer andern Welt wird da gesprochen; man versteht nichts davon. Erst im Himmel werdet ihr dieses Evangelium lesen können.

Jean-Pierre de Caussade

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Aus den Fastenhirtenbriefen der deutschen Bischöfe *Drei Anliegen*

Die Themen der Fastenhirtenbriefe unseres Episkopats sind auch dieses Jahr — fast noch stärker sogar als im vorigen — vorgegeben durch die großen Anliegen, die der Heilige Vater in seiner Ansprache am Tage nach der feierlichen Verkündigung des neuen Mariendogmas ausdrücklich den Bischöfen für ihre Arbeit in dem nunmehr auf die ganze Erde ausgedehnten Heiligen Jahr und der Mutter Gottes für ihre Fürbitte empfohlen hatte: das Gebet und das Wirken für den Frieden; die Erhaltung des Geistes der Zucht und der Buße in der Kirche; die Erneuerung der Familie.

Sicher ist das erste dieser Themen, die Frage von Krieg oder Frieden, dasjenige, das die Gemüter am meisten belastet, es klingt in fast allen Hirtenbriefen an, der Kardinal von Köln hat es zum Zentralthema seines Fastenhirtenbriefes gemacht. Das Thema der Buße und der Zucht ist dem Charakter der Fastenzeit besonders gemäß, es gibt den Grundton aller Fastenhirtenbriefe. Daß aber fünf Hirtenbriefe (*Aachen, Eichstätt, Osnabrück, Speyer und Würzburg*) die Familie zum Zentralthema machen und drei weitere ihr die gewichtigsten Abschnitte widmen (*Freiburg, Münster, Paderborn*), darin drückt sich die von dem Bischof von *Eichstätt* formulierte Überzeugung aus, „daß der Aufstieg aus dem Niedergang, den wir erleben in Volk und Kirche, nur von der Familie her erfolgen kann“, daß sie die „große Hoffnung“, die „ernsteste Sorge“ und die „große verpflichtende Aufgabe“ ist.

Vier der Fastenhirtenbriefe bleiben außerhalb des Rahmens dieser drei Themen: der Bischof von *Hildesheim* spricht noch einmal von dem Dogma der Himmelfahrt; der Bischof von *Mainz* setzt seinen vorjährigen Fastenhirtenbrief mit einem neuen tiefgehenden Lehrschreiben über die Liturgie fort, das jeder, der um die pastorale Auswertung der Enzyklika „*Mediator Dei*“

bemüht ist, sorgfältig studieren sollte; der Bischof von *Passau* zieht die Lehre aus dem *Passau/Altöttinger* Katholikentag und setzt sich vor allem liebevoll und besonnen mit der dort ausgesprochenen Warnung vor dem „Traditionschristentum“ auseinander; der *Münchener* Hirtenbrief endlich spricht sehr originell über die „Kirchensteuer im Geiste des Evangeliums“. Die Diözese *Berlin*, die noch den Hingang ihres Oberhirten betrauert, mußte dieses Jahr auf einen Fastenhirtenbrief verzichten.

„Das Wort, das ihr erwartet“

Was erwarten die Menschen von heute, die frommen und die schwankenden, die aber noch bereit sind, sich ansprechen zu lassen, von ihren Oberhirten, wenn diese zu ihnen sprechen? Ein Wort, das „hilft, tröstet, aufrichtet, ermutigt“, das ihnen einen festen Halt in ihrer Unsicherheit gibt, eine Weisung für ihr Verhalten, das „ihrer besonderen leiblichen oder seelischen Not gerecht wird“ und ihnen das gibt, „was ihnen in diesem Augenblick wirksam helfen könnte“, ein Wort, das ihnen ihre Situation in ihrer Schwierigkeit und Verflochtenheit erhellt und ihnen zur Erkenntnis verhilft, das ihnen Hoffnung gibt für die so unsichere Zukunft.

Jeder, der jemals in der Lage war, zu Menschen sprechen zu müssen, die ein Wort der Führung, der Stärkung und des Trostes von ihm erwarteten, kennt jenes Gefühl der Ohnmacht und der Furcht vor dem Versagen angesichts der Vielfalt, der Kompliziertheit der Nöte und Probleme, der Unsicherheit der Lösungen und der Gefahr des allzu einfachen und deshalb unwirksamen Trostes. „Warum soll ich es euch nicht gestehen“, so sagt aus dem lebhaften Gefühl dieser Verantwortung der Bischof von *Münster*, „jetzt wo ich daran gehen will, meinen Fastenhirtenbrief zu schreiben, befinde ich mich in großer Verlegenheit.“ „Die Aufgabe des Oberhirten ist es“, so sagt der Bischof von *Augsburg*, „aufmerksam in die Zeit hineinzuhorchen und euch dann zu sagen, was er als die große Erwartung und Hoffnung Gottes erkennt; was als eine brennende Aufgabe der Zeit erscheint und was sich als eure Aufgabe daraus ergibt.“ Das beantwortet die Frage nach dem „Was“ der Hirtenbriefe:

die Erkenntnis der Zeit, die Erkenntnis des Willens Gottes mit dieser Zeit und die Erkenntnis der sich daraus ergebenden Aufgabe. Die Frage des „Wie“, des wirklich in die Herzen der Menschen treffenden Wortes, kann nicht auf eine Formel gebracht werden, aber da das Wort des Hirten ja das Wort der Offenbarung Gottes, des „Vaters der Erbarmungen und des Gottes allen Trostes“ für die Zeit deutet, so muß das Vertrauen auf seine helfende Kraft, wie der Bischof von *Münster* sagt, „ersetzen und ergänzen, was ich nicht vermag“. Es ist damit in weitem Umfange der formalen Kritik entzogen.

Die Fundamente des Glaubens

Vielen ist der Verlauf des Heiligen Jahres, seiner großen Ereignisse und Kundgebungen, eine gewisse Überraschung, vielleicht sogar Enttäuschung gewesen. Sie hatten vielleicht erwartet, daß die Kirche, deren Größe, völkerverbindende Kraft und Einheit sich im Zusammenströmen der Pilger des ganzen Erdkreises so kraftvoll kundtat, nun in die Wirren der Völker ein kraftvolles Wort der Entscheidung werfen würde. Der Papst aber forderte zu Taten der Buße und des Gebetes für den Frieden auf. Sie hatten eine Verurteilung der gewalttätigen Politik der Gottlosen und eine Verteidigung der Freiheit erwartet. Es kam aber eine Verurteilung der philosophischen und theologischen Irrtümer der Zeit und die Einschärfung der sicheren Grundlagen der Glaubenswissenschaft und -lehre. Sie hatten eine neue soziale Enzyklika erwartet; es kam die Verkündigung eines neuen Mariendogmas. So wie die Kirche im Heiligen Jahr die Menschen aufforderte, sich nach innen zu kehren und die Lebenskraft ihres Glaubens und ihrer Frömmigkeit zu erneuern, so sicherte sie selber die Fundamente des Glaubens und der Lehre und fügte ihrem Lehrgebäude etwas hinzu. Sie tat damit kund, daß sie die Begründung ihrer Wirkmacht für das Reich Gottes zuerst in der Sicherung und Festigung ihres Glaubens und in der Festigung und Erneuerung des Glaubenslebens ihrer Kinder sieht.

Die Fastenhirtenbriefe der Bischöfe spiegeln in etwa diesen Charakter des Heiligen Jahres. Sicher wird in ihnen manches Konkrete zu konkreten Fragen und konkreten Forderungen gesagt, und manche Erkenntnis über die Zeit wird ausgesprochen. Aber das geschieht meist nur wie am Rande — es geht wesentlich in ihnen um die Sicherung und Vertiefung der Glaubens- und Sittenlehre, ihre innerliche Aneignung und Bewährung im Leben, es geht um die innerliche Glaubenshaltung. Damit ist zugleich ausgesprochen, was der Zeit fehlt und was den Menschen der Zeit fehlt zu ihrem Heile. Es geht, so sagt der Bischof von *Augsburg*, um das „Bleiben“, das „Verharren“ in der Lehre Christi. „Dann werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen (Joh. 8, 31).“

„Wir brauchen uns nicht zu fürchten“

In dieser „Unaktualität“ der Hirtenbriefe liegt also eine immanente Kritik an der Zeit. Niemand wird den Bischöfen Gleichgültigkeit gegen die Zeit vorwerfen können. Sie sehen die Drohungen der Zeit als die Bedrohung der Wahrheit des Menschen und seines Verhältnisses zur Wahrheit Gottes und der Kirche, sie sehen die Abwehr dieser Drohung in der Sicherung des Glaubens und Glaubenslebens, in der innigeren Gemeinschaft mit der

Kirche. Dies gibt ihnen gegen die äußere Bedrohung unseres Lebens eine gewisse Gelassenheit. „Wir brauchen uns nicht zu fürchten, wenn . . . wir ein starkes christliches Geschlecht bleiben“, heißt es beim Bischof von *Augsburg*. Und diese Gelassenheit findet einen — man möchte fast sagen — verwegenen Ausdruck beim Erzbischof von *Bamberg*, wenn er sagt: „Das Christentum wird nicht aus seinen Angeln gehoben und seiner Größe beraubt, wenn Mongolen bis zum Atlantischen Ozean und darüber hinaus vordringen. . . .“ Und weiter: „Auch wenn . . . Rom unterginge und der Mittelpunkt der Kirche sich verlagern würde, wäre es doch ausgeschlossen, daß die Kirche keinen Mittelpunkt hätte, daß sie ohne den Statthalter Christi auf Erden, ohne Bischof und Priester wäre und das christliche Volk ein Schatten-dasein führen müßte.“

Frieden

So ist es auch zu verstehen, wenn der Bischof von *Regensburg*, wo er der Mahnung des Heiligen Vaters zum Gebet um den Frieden, den Frieden der Seelen, der Familien, den sozialen Frieden und den Völkerfrieden gedenkt, mit einer kurzen Wendung sagt: „Wir wollen vor allem innig beten um den Frieden der Seelen . . .“ und bei ihm als der Begründung allen Friedens stehen bleibt. In dem Hirtenschreiben des Kardinals von *Köln* freilich wird jene Zuordnung von innerem Frieden, dem Frieden mit Gott, mit dem äußeren Frieden, dem zwischen den Menschen und den Völkern, ausgiebig erörtert, und er geht auch den Fragen, die den sozialen Frieden belasten, der Frage des Lastenausgleichs und der Neuordnung des Verhältnisses der Sozialpartner, nicht aus dem Wege, ebensowenig wie er der schwierigen Frage der Verteidigung des Friedens aus dem Wege geht, wenn er auch nur die klassische Lösung der katholischen Moraltheologie wiederholen kann, deren politische Anwendung der Vernunft und dem Gewissen des politischen Menschen überlassen bleibt: „Wer den Frieden will, muß auch zur Verteidigung des Friedens bereit sein. Friede unter kommunistischer Zwangsherrschaft ist kein Friede. Oft und deutlich genug haben die Päpste erklärt, daß der Kommunismus weder mit christlichem Denken noch mit der primitivsten Menschenwürde vereinbar ist. Es wäre gewiß das Idealste, wenn die gesamte Welt abrüsten und die Schwerter zu Sicheln umschmieden würde. Solange diese Lösung nicht erhofft werden kann, müssen die friedliebenden Völker zu erkennen geben, daß sie zu allen Opfern bereit sind, die zur Verteidigung ihrer Freiheit und Menschenwürde erforderlich sind.“

Familie, Wohnung, Siedlung

Auch die Hirtenbriefe über die Familie konzentrieren sich darauf, wie Ehe und Familie sich von innen, vom gelebten Glauben her aufbauen, wie die allerdings manchmal kräftig beim Namen genannten Kräfte der Zerstörung und Zersetzung überwunden, wie Haus und Erziehung aus frohem Christentum auferbaut werden sollen. Ein besonderer Nachdruck wird überall auf die Stärkung des Willens zum Kinde, auf die Verurteilung des Gebrauchs unnatürlicher Mittel und vor allem des Verbrechens gegen das keimende Leben gelegt. Aber gerade in diesen Hirtenbriefen steht auch sehr viel Konkretes an Einzelforderungen für den gesunden Lebensraum der Familie. Die Forderung des Familienlohns wird eingepreßt, vor allem aber das schwierigste Problem,

das der Wohnungsnot, überall beim Namen genannt. Die Bischöfe von *Speyer* und *Würzburg* wenden sich, wie es ja schon die Katholikentage von Bochum und Passau getan haben, ausdrücklich gegen die Tendenz, den Bau von „Kleinstwohnungen“ in den Vordergrund des Wohnungsbaus zu stellen, die immer wieder auftaucht; sie vertreten nachdrücklich die Forderung nach der „familiengerechten Wohnung“, wie sie diese Katholikentage aufgestellt haben, und stellen klar, daß die beste Antwort darauf die Siedlung ist. Die kirchlichen Siedlungswerke werden den Gläubigen wieder dringend ans Herz gelegt. Der Bischof von *Speyer* berichtet von einer 10%igen „Glockensteuer“, die von allen Gemeinden, die neue Glocken kaufen, für die Siedlung abzuführen ist. Er fordert weiter eine familiengerechte Steuer- und Sozialgesetzgebung. Der Bischof von *Würzburg* fügt noch eine Mahnung an alle Ärzte, Hebammen, Juristen und Rechtsanwälte bei, in ihren Wirkbereichen alles zu vermeiden, was der Familie schadet, und alles zu tun, was sie fördert. Er fordert weiter, daß sich die Caritasarbeit der Gemeinden besonders auf die Not der Familie konzentrieren solle.

Besonders beherzigenswert ist seine Mahnung an die christlichen Familien, sich ihre Ausstrahlungskraft zu wahren und ins Weite zu wachsen. „Drum hütet euch vor dem Familienegoismus, der sich selbstüchtig abkapselt. Gewiß darf euer Heim kein Durchgangslager sein, aber seine Türe muß offen stehen für Freund und Nachbar, für Bedürftige und Vereinsamte. Gerade die entsetzliche Familiennot, von der wir in diesem Hirtenbrief so oft hören, ruft nach Familien mit der Strahlkraft verstehender, helfender Liebe. So seid Familien inmitten der großen Pfarrfamilie.“

Bemerkenswert ist auch sein Hinweis auf die Gefahr, daß die Pfarrei mit ihren vielfältigen Organisationen die Familie auseinanderreißt, anstatt ihr zu dienen. Er erhebt in diesem Zusammenhang die Forderung, daß „auch der meistbeschäftigte Jungführer und die unentbehrlichste Jungführerin mindestens drei Abende in der Woche im Kreise der Familie verbringen“ soll. Daß hier eine Schwierigkeit steckt, ist ja längst bekannt; manche Führer katholischer Vereine und der Katholischen Aktion bezahlen ihre Arbeit damit, daß sie fast keinen Sonntag mehr in ihrer Familie sein können.

„Gliederung — nicht Splitterung“

Daß die notwendige Aufgliederung des katholischen Volkes in nach Ständen, Berufen, Lebensaltern und vielerlei anderen Gesichtspunkten gegliederte Organisationen neben der Fruchtbarkeit solcher Gliederung auch Gefahren in sich birgt und daß eine Koordinierung der Arbeit vielerorts schon wieder dringend wird, ist den Bischöfen nicht entgangen. Der Bischof von *Limburg* hat dafür die treffliche Formel „Gliederung — nicht Splitterung“ gefunden; der Bischof von *Münster* ordnet für den Bereich der Pfarrei ausdrücklich an, daß die für die verschiedenen Aufgabenbereiche und Gruppen Verantwortlichen sich in regelmäßigen Abständen zu Beratungen mit dem Pfarrer zusammenfinden.

„Traditionschristentum“

Ganz besonderes Interesse wird in diesem Jahr bei allen, die am Passau/Altöttinger Katholikentag oder an den an

ihn anschließenden Erörterungen teilgenommen haben, der Hirtenbrief des Bischofs von *Passau* finden, der sich, wie schon gesagt, sehr glücklich und besonnen mit der Warnung vor dem „Traditionschristentum“ auseinandersetzt. Wengleich sicherlich niemand ernsthaft daran denkt, diese Kennzeichnung in erster Linie auf die sich auf diesem Katholikentag in fast überwältigender Weise äußernde Volksfrömmigkeit des bayrischen Landvolkes zu beziehen, so findet der Bischof es doch nötig, diese Warnung „nicht einfach gekränkt abzulehnen . . . sondern ehrlich zu prüfen“. Er stellt zunächst fest, daß nicht alle Gewohnheit von Übel ist, sondern daß sie vielmehr auch ein hervorragendes Mittel im Dienste der Erziehung darstellt, ohne die die Einübung der Christenpflichten unmöglich ist. Aber diese Gewohnheit muß durch bewußte Bejahung ihres Inhaltes zur lebendigen Haltung werden, sie darf nicht zu reinem Herkommen und Brauch absinken. Er gibt zu, daß das „Gewohnheitschristentum, das vor einem halben Jahrhundert noch von einer wirklichen religiösen Substanz lebte, heute auf weite Strecken völlig ausgehöhlt ist, so daß es nur mehr eine tote Kruste, eine vertrocknete Schale ohne lebendigen Kern darstellt. Es versagt in der Regel sofort, wenn so ein Christ durch die Verhältnisse aus der gewohnten Umgebung herausgerissen und in eine ganz andere, religiös gleichgültige oder gar ungläubige Welt versetzt wird. Das ist seit Jahrzehnten die große Klage der Diaspora-Seelsorger, daß die zugewanderten katholischen Bayern zu einem großen Prozentsatz ihrem Glauben verloren gehen. Das war auch die allgemeine Feststellung der Kriegspfarrer, daß eigentlich nur die aktiven Mitglieder der katholischen Jugendgruppen und der Vereine — leider auch sie nicht alle — sich auch in gleichgültiger oder gehässiger Umgebung mutig zu ihrem Glauben bekennen.“ So ist die innere Aneignung des kostbaren Erbes des Glaubens zur großen Aufgabe gerade unserer Zeit geworden. Ein in der Überlieferung wurzelndes Christentum, das von dem Geiste der lebendigen Glaubensaneignung durchdrungen ist, wird dann freilich wahrscheinlich besonders kostbare Früchte tragen.

Der Bischof führt dann weiter aus, daß das Herkommen auch nicht „das Grab der Freiheit“ werden dürfe; daß das Herkommen kein Wert an sich sei, an dem zu rütteln als eine Unfrömmigkeit gilt, auch wenn es längst durch die Verhältnisse überholt sei. „Wir Alten dürfen es darum der Jugend nicht verargen, wenn sie das Wort Gottes zeitnah verkündet wissen will, wenn sie Gestaltung des Gottesdienstes, der Sakramentspendung, der Feierstunden und Andachten sowie sonstiger kirchlicher Veranstaltungen mehr den Forderungen der unter Führung der Bischöfe stehenden Liturgischen Bewegung angepaßt haben will, wenn sie im kirchlichen Leben den Gemeinschaftscharakter wieder mehr in die Erscheinung treten lassen will nach dem Vorbild früherer Jahrhunderte und den Forderungen, die in der Sache selbst liegen. Freilich dürfen auf diesem heiklen Gebiet nicht Launen das Wort führen und Unordnung schaffen, aber auch die Gewohnheit als solche und auch das Herkommen darf nicht ein unübersteigliches Hindernis bilden für eine gesunde Entwicklung und die Wiederherstellung einer sinngemäßen Form, wenn auch mancherlei Rücksichten ein taktvolles Vorgehen fordern.“

Eine wichtige und nützliche pastorale Aufgabe übernimmt der Fastenhirtenbrief des Kardinals von München: nämlich dem Kirchenvolk Sinn und Notwendigkeit der Kirchensteuern darzutun, etwas von ihrer Verwendung zu sagen und es dadurch auch an der materiellen Sorge des Oberhirten einer großen Diözese mit ihren vielfältigen Aufgaben und Einrichtungen teilnehmen zu lassen. Er versucht gewissermaßen eine biblische Begründung der Kirchensteuer, und es wird vielleicht manchen überraschen, dort aufgewiesen zu finden, daß „Christus für alle Zeiten die Kirchensteuer zum christlichen Gebot erhoben“ hat, und daß „der Apostel Paulus die Kirchensteuer geradezu als göttliche Anordnung verkündet“. Über die Kirchensteuer hinaus wird auch hier zu freiwilliger Beihilfe für das Siedlungswerk der Diözese aufgerufen.

Abendmessen

Schließlich muß hier noch eine Mitteilung erwähnt werden, die der Kardinal von Köln seinen Diözesanen mit besonderer Freude macht und die sicher von vielen mit großer Freude aufgenommen wird: „Rom hat die Abendmesse wieder gestattet. Das Heilige Offizium richtete unter dem Datum des 12. Januar 1951 an mich ein Schreiben, durch das die deutschen Bischöfe, auf deren inständiges Bitten namentlich im Interesse des arbeitenden Volkes hin, erneut auf ein Jahr die Vollmacht erhalten, Abendmessen an Sonntagen und an Werktagen zu gestatten. Die Vollmacht geht sogar über das in früheren Jahren Gewährte hinaus. Bezüglich der Nüchternheit vor der heiligen Messe und Kommunion gelten die bisherigen Bestimmungen. Daraufhin gestatte ich, daß alle Abendmessen, die von uns von April 1945 ab gestattet wurden, wieder gehalten werden. Für neu einzurichtende Abendmessen ist die Genehmigung meines Generalvikars einzuholen. Möge die Abendmesse viel Gnade und Segen vermitteln!“

Una-Sancta-Arbeit in der Krise Bei einer Zusammenkunft der Marianischen Priesterkongregation Passau am 20. 12. 1950 sprach Abt Emmanuel M. Heufelder OSB von Niederalteich in Anwesenheit des Diözesanbischofs Simon Konrad Landersdorfer OSB über die Wiedervereinigung im Glauben. Die Weltlage mache dieses Anliegen immer dringender. Alle Versuche, die Menschheit auf einem anderen Weg als dem religiösen (politisch, wirtschaftlich, geistig) zu einigen, seien mißlungen. Es bleibe nur die Möglichkeit einer religiösen Einigung der Christenheit, wenn die Menschheit nicht in ein neues Chaos versinken soll. Die Alternative heißt: Corpus Christi Mysticum oder Collectivum. Hinter dem Gegensatz von Ost und West steht das Schisma von 1054.

In dieser Sicht, so erklärte der Abt, ist die Erklärung der Instruktion des Heiligen Offiziums an die Diözesanbischöfe über die Ökumenische Bewegung vom 20. 12. 1949 wegweisend: „Das hochbedeutsame Werk der ‚Wiedervereinigung‘ aller Christen in dem einen wahren Glauben und in der einen wahren Kirche muß mehr und mehr eine der vorzüglichsten Aufgaben der gesamten Seelsorge werden und ein Hauptanliegen des inständigen Gebetes aller Gläubigen zu Gott . . .“ Auch für die

katholische Kirche selber ist diese Arbeit entscheidend. Wir spüren alle: Es müßten innerhalb der Kirche neue Kräfte lebendig werden. Wir brauchen geistige Erwecker, die eine mitreißende religiöse Gesamtbewegung herbeizuführen vermögen. Vielleicht sind die großen Heiligen und Apostel, die wir brauchen, heute noch gar nicht innerhalb der sichtbaren katholischen Kirche, sondern noch unter den „Andersgläubigen“. Vielleicht ist mancher erst auf dem Weg nach Damaskus, und die Stunde kommt erst, wo aus dem Saulus ein Apostel der Gnade wird. Was bedeutet heute ein Mann wie Newman für unsere Kirche!

Katholische Versäumnisse

Die Una-Sancta-Arbeit ist zweifellos in einer schweren Krise. Aus den römischen Verlautbarungen zur Ökumenischen Bewegung (Monitum, Instructio, Enzykliken, „Mystici Corporis“ und „Humani generis“) haben die getrennten Brüder allzusehr nur das Negative, die Warnung und Hemmung herausgehört, und wir Katholiken haben es bisher versäumt, die positiven Möglichkeiten, die aufgezeigt wurden, zu verwirklichen. Darum hat auch die Verkündigung des Dogmas von der Assumptio Mariae zunächst auf die Nichtkatholiken so stark negativ gewirkt. Die Instructio verpflichtet die Bischöfe, „diese ganze Arbeit nicht nur genau und wirksam zu überwachen, sondern auch in kluger Weise zu fördern und zu leiten“. Es wird als „notwendig“ bezeichnet, „daß mehrere Bischöfe sich zusammentun, um Einrichtungen und Anstalten zu schaffen, in denen die Gesamtarbeit auf diesem Gebiet laufend verfolgt, studiert und zweckmäßig geleitet wird“. Es sind bisher noch wenig positive Maßnahmen in dieser Hinsicht bekannt geworden. Man darf sich nicht mit der Feststellung beruhigen, daß in absehbarer Zeit eine Wiedervereinigung der getrennten Christen nicht zu erwarten sei. Wer wagt es zu sagen, wie weit die Dinge von Gott her schon gereift sind? Es sind in der letzten Generation viele Dinge in der Annäherung der Bekenntnisse geschehen, die man vor 30 Jahren nicht für möglich gehalten hätte.

Die Bischöfe bedürfen zur Durchführung der Instructio der besonderen Mithilfe des Klerus. Der Klerus muß für die Wiedervereinigung nicht weniger Interesse haben als für die Mission, ja er muß nach der ausdrücklichen Weisung der höchsten kirchlichen Glaubensbehörde im „Werk der Wiedervereinigung eine der vorzüglichsten Aufgaben der gesamten Seelsorge“ sehen. Es muß dem Klerus die Möglichkeit gegeben werden, in Pastorkonferenzen und auf anderen Wegen (durch Amtsblätter, Bistumsblätter, insbesondere auch durch die Herder-Korrespondenz) sich über das Anliegen fortlaufend zu orientieren. Er muß wissen, daß der Heilige Geist seit Jahrzehnten gleichlaufende Bewegungen in den getrennten christlichen Gemeinschaften hervorgerufen hat. Auch im Protestantismus gibt es eine sakramental-liturgische Erneuerung, die sich mit unserer Liturgischen Bewegung trifft. Die Bibelbewegung bei uns ist nicht bloß eine Liebhaberei einzelner, sondern sie hilft wesentlich mit, daß wir uns auf dem Boden der Heiligen Schrift neu finden. Die „Actio Catholica“ gibt dem Laien von neuem eine verantwortliche Stellung und Aufgabe als Glied der Kirche und greift damit ein reformatorisches Anliegen neu auf. Priester, die der liturgischen Erneuerung, der Bibelbewegung, der Katholischen Aktion in diesem Sinne dienen, bahnen der Wiedervereinigung den Weg.

Besonders wichtig ist es, daß alle Theologen schon in ihrer Ausbildungszeit für die Arbeit an der Wiedervereinigung erwärmt und ausgebildet werden. Die für die Priesterseminare vorgeschriebenen „Dies orientales“ mögen in diesem Sinn zu „Dies unionis“ ausgestaltet werden. Im theologischen Studium müssen alle entsprechenden Möglichkeiten ausgeschöpft werden. An der katholischen Universität Nymwegen in Holland besteht eine eigene Professur für vergleichende Betrachtung der katholischen und evangelischen Lehre. Wir brauchen eine „ökumenische Theologie“, die im Gegensatz zur früheren Kontroverstheologie nicht nur das Trennende und Unterscheidende herausarbeitet, sondern zugleich die Wege weist, um die Gegensätze aus der Wurzel zu lösen. Es wurde z. B. jetzt schon wiederholt in wissenschaftlichen Arbeitskreisen über die Gnadenlehre festgestellt, daß die Gegensätze zwischen katholischer und protestantischer Rechtfertigungslehre in Wirklichkeit gar nicht bestehen, wenn genau untersucht wird, was von beiden Seiten ernsthaft gemeint ist. Eine solche Theologie müßte vor allem das Problem Schrift und Tradition in neuer Tiefe behandeln. Man erkennt auch im Protestantismus, daß „die Schrift allein“ als Prinzip des Glaubens nicht ausreicht. Der Protestantismus selber erkennt sich als eine Tradition, wie man die Schrift erklärt. Umgekehrt werden wir Katholiken die Schrift theoretisch und praktisch viel zu wenig aus. Es ist kein Zweifel, daß im Protestantismus ein ganz ernsthaftes Ringen eingesetzt hat gerade um die theologischen Fragen, deren Lösung für eine Wiedervereinigung entscheidend ist: z. B. das Wesen des kirchlichen Amtes und der Kirche überhaupt. Auf unserer Seite müßten die Gedankengänge und die Anliegen der getrennten Brüder viel ernster aufgenommen werden.

Das Wichtigste aber ist, daß alle mithelfen, eine geistige Haltung und Atmosphäre zu schaffen, die eine Wiedervereinigung möglich macht. Nur der darf auf eine „Rückkehr — Conversio“ von anderen warten, der selber unablässig sich bemüht, „zurückzukehren zum Hirten und Hüter der Seelen“ (1 Petr. 2, 25). Das Gleichnis vom verlorenen Sohn ist sehr lehrreich. Bei der Rückkehr des jüngeren Bruders zeigt es sich, daß der ältere Bruder durchaus nicht die hohe Gesinnung seines Vaters hat, daß auch er nicht voll und ganz „daheim“ gewesen war. Am meisten steht einer Wiedervereinigung die pharisäische Selbstgerechtigkeit der „beati possidentes“ entgegen. Schuldig sind vor Gott nicht nur solche, die sich „mala fide“ von der Kirche getrennt haben. Schuldig sind sicher auch die, die bisher nicht größeren Schmerz über die Spaltung empfunden haben, die es einfach hingenommen haben, daß der Leib Christi zerrissen ist. Und die größte Schuld haben wohl diejenigen, die die Kirche in ihrem Leben nicht fleckenlos darstellen, daß sie die anderen mit unwiderstehlicher Gewalt anzieht.

Ein Ostzonenurteil Die Strafkammer des Landgerichts Ost-Berlin verurteilte am 31. Januar 1951 die Buchhändlerin Frau Margarete Mocny wegen des Verkaufs katholischer Bücher und Zeitschriften, die in den Westzonen erschienen sind, unter Zubilligung mildernder Umstände zu 1½ Jahren Gefängnis. Frau Mocny war seit dem 20. 10. 1950 in Untersuchungshaft.

Aus den persönlichen Verhältnissen der Angeklagten hob die Anklageschrift hervor, daß sie „kleinbürgerlichen Kreisen entstammt“, „irgendwelchen demokratischen Organisationen nicht angehört“, daß sie „unwiderlegt behauptet, nicht Mitglied der NSDAP gewesen zu sein“ und ihre Bücher „in den meisten Fällen aus dem Morus-Verlag bezieht“, „dessen Inhaber der Bischof von Berlin Graf Preysing ist“. Sie versandte die Bücher „an eine Unzahl Personen im Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik“.

Unter den versandten Schriften hielt der Staatsanwalt besonders drei für anklagewürdig, an erster Stelle die Schrift von Heinz Brauweiler „Der dialektische und historische Materialismus“. Er zitierte daraus folgende Stellen: „... was unterscheidet die rechtliche Lage der Staatssklaven im alten Griechenland und Rom von der heutigen Zwangsarbeiter im Sowjetparadies oder in Aue?“ Und: „Sind wir nicht bereits in der von der Praxis des dialektischen und historischen Materialismus erfüllten Welt auf dem offenbaren Weg zurück in die Bestialität?“ Aus dem Buch von Plotzke „Ehe und Familie im Spiegel unserer Zeit“: „Solange man den Vertriebenen nicht ihre Heimat zurückgibt, bleibt die überwiegende Mehrzahl von ihnen entwurzelte Masse und droht, als Proletariat auf die Dauer ein gefährlicher Unruheherd in Mitteleuropa zu werden.“ Ferner beanstandete die Anklage, daß in dieser Schrift die Sozialgesetzgebung der Ostzone, welche im Versicherungsrecht die „Lebensgefährtin“ der „Ehefrau“ gleichstellt, als Fortsetzung der im Dritten Reich begonnenen Untergrabung der Ehe bezeichnet wird. Aus der Abhandlung von Gustav Gundlach „Die Kirche zur heutigen Wirtschafts- und Gesellschaftsnot“, die „in tendenziöser Art gesellschaftliche Probleme behandelt“, wird der Satz angeführt: „Mit Grauen erinnert der Papst besonders an das Vorgehen der bolschewistischen Form des Kommunismus in Rußland und an seine unheilvolle Tätigkeit in Asien und anderswo.“ Endlich zieht die Anklage die „Stimmen der Zeit“ mit einem Aufsatz „Sklavenlager im 20. Jahrhundert“ heran. Dort heißt es: „Die Zwangsarbeit ist zum festen Bestandteil der sowjetischen Wirtschaft geworden. Sie ist eine der wichtigsten Ursachen für das Bestehen des Eisernen Vorhanges.“ „Eine Unzahl weiterer tendenziöser Gerüchte enthält dieses Heft.“

Aus den Beweisen zieht die Anklage den Schluß, daß Frau Mocny gegen das Kontrollratsgesetz Nr. 38 vom 12. 10. 1946 verstoßen hat, da sie durch Verbreitung dieser Schriften „den inneren Frieden des deutschen Volkes und den Frieden der Welt gefährdet hat“; denn der Inhalt dieser Bücher „richtet sich in übler Weise gegen die Sowjetunion und Einrichtungen der Deutschen Demokratischen Republik und ist geeignet, in bestimmten Bevölkerungskreisen Kriegsstimmung zu erzeugen“.

Der Staatsanwalt

In der Hauptverhandlung wies der Staatsanwalt nach, daß Rußland seit 1917 bemüht ist, die Welt vor weiteren Kriegen zu bewahren, daß aber der Antikommunismus diese Bemühungen hindert. Seine schlimmste Form, der Nationalsozialismus, wurde durch das Konkordat von 1933 salonfähig und führte zur Katastrophe. Um die Menschheit vor einer Wiederholung zu bewahren, haben die Alliierten das genannte Gesetz geschaffen, das

die braune und die schwarze Pest bekämpft. Die Schuld der Angeklagten vermindert sich, weil sie wegen häuslicher Überlastung nicht alles lesen konnte. Andererseits mußte sie wissen, daß die Kirche eine unversöhnliche Gegnerin des Sozialismus ist, und deshalb besonders vorsichtig beim Vertrieb kirchlicher Schriften sein. Was den Inhalt der Schriften angeht, so besteht er aus haltlosen und tendenziösen Gerüchten. Es gibt in Rußland keine Sklaven. Gäbe es sie, hätte Rußland nicht das leisten können, was es geleistet hat.

Der Richter

Auch der Richter stimmte hierin dem Staatsanwalt durchaus zu. Er fragte die Angeklagte, ob sie von russischen Bestialitäten gegen Menschen etwas gelesen oder gehört habe, was die Angeklagte verneinte. Diese sagte, sie sei beim kurzen Durchsehen der fraglichen Schriften nicht auf die beanstandeten Stellen gestoßen. Sie habe diese Schriften darum geführt, weil sie von einem bestimmten geistlichen Kundenkreis gefragt worden seien.

Der Verteidiger

Auch der Verteidiger, der hervorhob, daß er selbst nicht gläubig sei, stimmte der Beurteilung des tendenziösen Inhaltes der Schrift von Brauweiler zu. Die beiden anderen Bücher seien aus der Sittenauffassung der katholischen Kirche zu verstehen, die nach jahrtausendelangem Bestande jetzt diese Auffassungen erschüttert sieht und sie deshalb verteidigt. Die Stelle über die Rückgabe der Heimat an die Vertriebenen sei als Forderung auf eine Bodenreform in Westdeutschland zu werten, die in der Ostzone ja das Problem gelöst hat. Man müsse der Angeklagten zugute halten, daß sie in ihrer Kirche eine Autorität sieht, der sie ohne weitere Prüfung vertraut. Der Verteidiger hatte den Eindruck, daß seine Mandantin nur ein kleines Rädchen im Betrieb war und daß Verleger und Autoren vor Gericht gestellt werden müßten, nicht aber die kleine Frau aus dem Volke. Er müsse deshalb um ein mildes Urteil bitten.

Das Urteil

Das Gericht entsprach diesem Gedankengang, indem es wesentlich unter dem Antrag des Staatsanwalts blieb, der 2½ Jahre gefordert hatte. Die Angeklagte nahm das Urteil an. Es ist rechtskräftig geworden. Die Urteilsbegründung hob hervor, daß diese Schriften tatsächlich den Frieden gefährdeten. Es sei auch keine Minderung dieser Gefahr, daß die Schriften hauptsächlich in die Hände von Geistlichen kamen, da diese ja in ihren Predigten derartige Gedanken weiterverbreiten können. Aber das Gericht mußte doch auch darin dem Verteidiger recht geben, daß die Schuld der Angeklagten an der Verbreitung dieser Gerüchte relativ gering ist, und kam deshalb zu dem angegebenen Urteil, das als „außerordentlich verständnisvoll und mild“ bezeichnet wird.

Gemeinschaft
der katholischen
Organisationen

Auf Einladung des Zentralkomitees der Deutschen Katholikentage trafen sich am 9. Februar in Frankfurt a. M. Vertreter katholischer Verbände, Einrichtungen und Werke. Sie stimmten der Gründung einer Gemeinschaft der katholischen Organisationen zu, die in Verbindung mit dem Zentralkomitee in Zukunft dem Zwecke der

gegenseitigen Information und der Koordinierung der katholischen Kräfte zu gemeinsamen Aufgaben dienen soll.

„Das Evangelium
muß neu gepredigt
werden!“
Weihnachts-
seelsorgertagung
1950 in Wien

Die Weihnachtsseelsorgertagung, die das Österreichische Seelsorgeinstitut unter der Leitung von Domkapitular Dr. Karl Rudolf alljährlich veranstaltet, stand diesmal unter dem Titel

„Das Evangelium muß neu gepredigt werden!“ Dieses Wort wird dem hl. Klemens Maria Hofbauer zugeschrieben, in dessen Zeichen „Das Heilige Jahr der Heimat“ in Österreich begangen wird, zumal in diesem Jahr die 200. Wiederkehr seines Geburtstages (26. 12. 1751) gefeiert wird.

Mit einer Teilnehmerzahl von fast 300 Seelsorgern aus Wien und den übrigen österreichischen Diözesen sowie Gästen aus Südtirol und der Schweiz wurde der Vorkriegsstand fast erreicht. Kardinal Innitzer eröffnete und beschloß die Tagung mit einer Andacht und Ansprache in der Kirche „Maria am Gestade“, wo der hl. Klemens Maria Hofbauer begraben liegt, und unterstrich die Bedeutung der Tagung durch sein Erscheinen an allen drei Arbeitstagen (27.—29. 12.).

Das erste Referat wurde von Pfarrer Dr. Erwin Hesse gehalten: „Die Frohbotschaft vom Reiche Gottes, das immer Gültige und das heute Aktuelle“. Pfarrer Hesse stellte nicht, wie man vielleicht erwartet hätte, die Frage des Wie, sondern die Frage des Was in die Mitte seines Vortrages. Das Reich Gottes, das das zentrale Thema der Predigten Jesu war, müsse auch das zentrale Thema der heutigen Predigt sein. Das Reich Gottes als die Herrschaft Gottes in den Seelen und in der Welt; nicht bloß als ferne Hoffnung am Ende der Zeiten, sondern als Verwirklichung jetzt und heute, die die völlige Umkehr der Herzen fordert und alle anderen Werte zweitrangig werden läßt. Dabei bleibt aber der Blick auf die grundsätzlich immer, auch in unserem Leben mögliche Parusie gewahrt, wodurch unser Leben eine ungeheure Spannung und unser sittliches Streben den letzten Ernst erhält. Der apokalyptische Charakter der Zeit, in der sich die Visionen der Apokalypse wortwörtlich erfüllen können, gibt der Predigt über das Reich Gottes eine ganz besondere Aktualität, ohne daß dabei die Zeiten mit menschlichen Maßstäben gemessen werden dürfen.

Als nächster Referent wies Professor Dr. Liener auf die heutige Zeit und die seelische Verfassung der Zuhörer hin. Nicht die objektive Wahrheit, sondern die Erlebniswerte: Ethos, Schönheit, Macht, Liebe... sind die Ideale der heutigen Menschen. Darin liegen große Gefährdungen, aber auch starke Auftriebe ins Sittliche und Religiöse. Das Christentum müsse besonders dem jungen Menschen als Erfüllung und Überhöhung seiner innersten seelischen Anliegen nahegebracht werden.

Das höchste Predigervorbild aufleuchten zu lassen, war Ziel des Vortrages von Rektor Pater Rohner SVD: „Christus als Prediger“. Pater Rohner hob besonders die Einfachheit, die Anschaulichkeit, Poesiefülle und die Aktualität der Predigt Jesu hervor, die ganz aus der jeweiligen Stunde gesprochen wurde, ferner die Vereinigung von Jenseitigkeit und Naturnähe, von subtilstem Dogma und lebensnaher Moral.

Am zweiten Tag sprach Univ.-Prof. Dr. Michael Pfiögler über „Das Ethos des Predigers“. Er betonte, daß die

Wirkung einer Predigt nicht vom rednerischen Talent des Predigers abhängt, auch nicht vom homiletischen Aufbau oder der Schärfe der Argumentation, sondern — nächst der Gnade, die Gott gibt — vom Ethos des Menschen, der hinter der Predigt steht. Besonderen Nachdruck legte Professor Pfliegler darauf, daß der Prediger sich selbst in seine Forderungen einschleife, daß er Verständnis habe für die menschliche Natur und die Komplexität der menschlichen Handlungen — denn nur wer sich verstanden fühlt, ist zur Bekehrung bereit —, daß er den Gegner gerecht behandle, jede ehrliche Überzeugung und Leistung achte und alle Übertreibungen, alles Ironisieren und alle Formen der Eitelkeit (z. B. in der Wahl der Zitate) vermeide. Prof. Pfliegler sagte vieles, was sicher schon oft von anderen gesagt worden ist, aber er sagte es in seiner ruhigen, ganz unpathetischen Art, so daß eine starke Wirkung davon ausging.

Ein Nachmittag war in Form gesonderter Arbeitsgemeinschaften den Fragen der Kurzpredigt, der Predigt auf dem Dorfe, der Kinderpredigt und der Auswertung des Sonntagsevangeliums gewidmet. Die Kurzpredigt, über die Pfarrer *Blieweis* referierte, ist sehr wichtig, da sie der geringen Konzentrationsfähigkeit des heutigen Menschen entspricht und seinem Wunsch nach Sachlichkeit und Verzicht auf Rhetorik entgegenkommt. Doch müsse daneben unbedingt in Stadt und Land eine Hauptpredigt von 25—30 Minuten Dauer gehalten werden. Für die Erreichung Fernstehender ist die längere Predigt zweckmäßiger.

Auf dem Dorf, wo dem Zug zum Materialismus nur durch eine sehr intensive Seelsorge entgegengearbeitet werden kann, ist nach den Ausführungen von Dechant *Kinzl* noch immer die Predigt das wichtigste Seelsorgemittel. Wichtig ist die vom Handgreiflichen ausgehende Anschaulichkeit und die Beachtung der Tatsache, daß das Dorf in seiner früheren Abgeschlossenheit nicht mehr besteht, sondern durch tausend Fäden mit der Welt verbunden ist. Was heute in der Luft liegt, ist daher auch im Dorfe aktuell.

Die Diskussion über die Kinderpredigt führte nach einem Referat des Wiener Kinderseelsorgers Pater *Johann Glaser* zur Feststellung folgender Grundsätze: Das Kind und seine Umwelt muß gründlich studiert werden; das Evangelium muß dem Kind nicht nur gepredigt, sondern in seine eigentümliche Umwelt einverleibt werden; die Predigt muß kurz, anschaulich und herzlich sein; als Form der Predigt kommt gelegentlich auch der Dialog mit den Kindern in Betracht.

Im Arbeitskreis „Um die Auswertung des Sonntagsevangeliums“ betonte Pfarrer *Hesse*, daß das Thema der Sonntagspredigt im allgemeinen das Sonntagsevangelium sein wird. Bei der Erklärung des Sonntagsevangeliums steht aber der Prediger nicht immer im umhüteten Raum des Dogmas. Da bedarf es eigener wissenschaftlicher Studien und guter Kommentare. Ungemein wertvoll für die Erschließung einer Perikope ist zu wissen, wo sie im Leben Jesu steht.

Von größtem Interesse war der Bericht über die Ergebnisse einer Rundfrage, was die katholischen Laien von der üblichen Predigt halten. Die Antworten, die in einer vielleicht etwas einseitigen Auswahl mitgeteilt wurden, waren sehr negativ. Die Predigten seien nichtssagend und konventionell. Sie haben ein Pathos, das unleidlich ist, einen salbungsvollen oder einen süßlichen Ton. Die

ewig gleichen Mahnungen, die Gebote zu halten, verfehlen ihre Wirkung. Die Predigt gehe an der eigentlichen Problematik der Zeit vorbei. Man will einen knappen sachlichen Predigtstil und in der Themenwahl die Fragen, die die Menschen von heute wirklich bewegen. In der Aussprache, die sich an den Bericht anschloß, wurde darauf hingewiesen, daß das Niveau der Durchschnittspredigt in Zusammenhang steht mit der Verkümmern der Theologie als Folge der Aufklärung und des Josephinismus, die noch heute nachwirken. Es wäre von größtem Nutzen für die Predigt, wenn die Laien ihre Passivität aufgeben und in ein Gespräch mit dem Priester treten wollten.

In die gleiche Richtung ging auch die Kritik, die Redakteur Dr. *Otto Schulmeister* in seinem Referat „Zeitgemäße Sprache“ äußerte: keine barocke Pracht, keine süßen Gefühle, kein Pathos. Rede in der Sprache unserer Zeit, aber ohne künstliche Adaptierungen (etwa an die Bilder der heutigen Kriegstechnik).

Dompfarrer Dr. *Karl Dorr* sprach über das Thema: „Wie wird eine Predigt?“ Er forderte vor allem die unmittelbare Begegnung mit der religiösen Wahrheit, oder anders gesagt, die existentielle Beziehung zur Wahrheit und das Gefühl für die Zeitsituation. Auch die Lebensschicksale der Pfarrkinder soll man kennen; dann wird von selbst vieles davon in die Predigt einfließen und ihr Farbe und Lebensnähe geben. Man möge sich die Predigtthemen frühzeitig setzen und schon nach dem Verlassen der Kanzel an die nächste Predigt denken. Der Versuch, Laien zur Vorbereitung der Predigt heranzuziehen, habe sich sehr bewährt. Pfarrer *Dorr* benützte die Gelegenheit seines Vortrages, um zu erklären, wieviel er und viele andere seiner Generation für ihren Weg als Prediger Prof. Pfliegler und Dr. *Rudolf* verdanken. Ein recht interessantes, weil ganz konkretes Referat war das von Pfarrer *Josef Ernst Mayer* (das infolge Erkrankung des Referenten von Dr. *Rudolf* verlesen wurde) über „Neue Formen der Wortverkündigung“. Die Dialogpredigt sei eine Möglichkeit, die Irrlehren der Zeit zu Worte kommen zu lassen. Denn nur wenn man sie ausspricht, bannt man sie. Auch die Schwierigkeiten und Dunkelheiten des Glaubens müssen ausgesprochen und ertragen werden. Für all dies ist die Dialogpredigt die geeignete Form. Trotzdem müsse sie aber eine Ausnahme bleiben.

Für die vielen, die nicht mehr in die Kirche kommen, bieten sich andere Formen moderner Wortverkündigung dar. So die Aussprache in den Sprengelversammlungen. Die Bewohner einiger Wohnblocks werden zu einer Aussprache in eine Privatwohnung eingeladen. Eine Methode, die das Vorhandensein aktiver Laien voraussetzt. Der profane Raum bietet große Vorteile: es kommen Menschen, die auf keine Weise in die Kirche oder ins Pfarrhaus zu bringen wären, und der Priester lernt seine Pfarre illusionslos kennen. Es steht schlimmer, so erklärte Pfarrer *Mayer*, als wir ahnen. Doch eine Kränkung hat Pfarrer *Mayer* in den fünfzig Sprengelversammlungen, die er bisher gehalten hat, nicht erfahren. Es müsse leider auch gesagt werden, daß sich die sogenannten „guten Christen“ als unfähig erwiesen haben, ein religiöses Gespräch zu führen, da sie sich viel zu rasch zufrieden geben. Auch die Frage- und Antwort-Abende der Katholischen Aktion „Fragen Sie die Kirche!“ haben sich bewährt. Es wurden stets viele Kirchen-

fremde und Suchende angezogen. Auch hier trat keine Feindseligkeit gegen die Kirche zutage. Im weiteren nannte Pfarrer Mayer die Straßenpredigt, die nicht den Sekten überlassen werden dürfe.

Am Nachmittag des Abschlußtages sprach Professor Pius Parsch über „Die Liturgie als Predigtquelle“, wofür er sicherlich der Berufenste war, und Dr. Rudolf über das Thema „Praktischer Zugang zu jeder Perikope“ mit einer großen Zahl wertvoller Anregungen.

Die Aussprachen, die den Referaten folgten, waren sehr rege, kamen aber infolge der Länge der Referate etwas zu kurz. Viel Erfahrung, viel Suchen und seelsorgliche Beunruhigung trat in ihnen zutage.

Ein „moralischer“ Film Man stellt sich gewöhnlich einen „moralischen“ Film als eine Schwarz-Weiß-Fabel vor, von Sittenrichtern (möglicherweise in geistlichem Gewand) vorgetragen, von fragwürdigem Niveau und also, alles in allem, sterbenslangweilig — so daß dadurch vermutlich noch nie ein Mensch gebessert oder auch nur zur Besinnung aufgerufen worden ist. Die Filmproduzenten, die einen solchen Film herausbringen, werden höchstwahrscheinlich keinen Erfolg haben, denn so etwas will niemand sehen, in solche Filme sind nur irgendwelche Gruppen zwangsweise hineinzutreiben. Aber die Filmproduzenten sind keineswegs immer mit Blindheit geschlagen. Jetzt z. B. läuft schon seit Wochen in allen größeren Städten Westdeutschlands ein Film, in den Erwachsene und Kinder eilen, in dem sie sich außerordentlich gut amüsieren und sich dennoch — das gilt jedenfalls für die Erwachsenen — auf eine eindringliche Weise beim Gewissen gepackt fühlen. Dieser im besten Sinne „moralische“ Film heißt „Das doppelte Lottchen“ und ist von Erich Kästner, dem alten Spötter und Zweifler, vielleicht werden sogar manche sagen: dem Zyniker; auf jeden Fall: von Kästner, dem Moralisten. Denn was er auch sonst noch sein mag: er ist ein Moralist, von jener klassischen Art, die ihre Ahnenlinie von Montaigne und Lichtenberg abzuleiten vermag, von jenem klugen und distanzierten Blick auf die Menschen und auf das Weltgeschehen, der sich freilich nicht in eine letzte metaphysische Tiefe und Verantwortung stürzt, dafür aber alle Ungerechtigkeit und Unanständigkeit als ärgerlich empfindet. Ein solcher „Moralismus“ verändert seine Akzente mit den wechselnden Epochen; zu dem Kästnerschen gehört es, daß er nicht nur einen Blick, sondern ein Herz für die Jugend hat. Man findet in allen seinen Büchern, die mindestens ebenso sehr für Kinder wie für Erwachsene geschrieben sind, die ausgesprochene und unausgesprochene Grundthese, daß man Kindern (wie den Menschen überhaupt) nichts vormachen, daß man sie der Wahrheit würdigen und darin bereits als vollgültige Menschen ernst nehmen soll. Das wird von Kästner nicht moralphilosophisch begründet, es wird vielmehr in zu meist sehr witzigen Geschichten demonstriert, aber gerade die Jugend pflegt das Wesentliche daran sehr schnell zu begreifen, und die Kästner-Bücher: „Emil und die Detektive“, „Pony Hütchen“ und auch „Das doppelte Lottchen“, das schon ein Buch war, ehe es ein Film wurde, werden nicht nur wegen ihrer spannenden Unterhaltsamkeit verschlungen, sondern weil in ihnen eine Luft von Anstand und „Zivilcourage“ weht, für die die Jugend sehr empfänglich ist. Es herrscht eine durchaus

„profane“ Luft, eine durchaus profane Begründung des „Moralischen“. Man kann darüber pädagogisch diskutieren, ob man „wenigstens“ diese Art des Moralischen an die Jugend heranbringen solle, in einer weithin säkularisierten und profanierten Welt, oder aber ob man, wenn das „Moralische“ nicht sofort seine tiefste theologische Verknüpfung findet, besser ganz darauf verzichten solle. Im Hinblick auf eine praktische Pädagogik wird man sich wohl zunächst einmal für das erstere zu entscheiden haben, und die Möglichkeit, das andere unter Umständen folgen zu lassen, der Gunst der Umstände und dem zusätzlichen Geschick, der besonderen Erleuchtung auch der jeweiligen Pädagogen überlassen müssen.

„Das doppelte Lottchen“ ist die reizende Geschichte eines Mädchen-Zwillingspaares, das sich in einem bayerischen Ferienheim in „Seebühl am Buhlsee“ entdeckt, nachdem jedes von der Existenz des anderen Geschwisterteils zunächst keine Ahnung gehabt hat. Denn die Eltern sind geschieden, der komponierende Vater lebt mit Lotte in Wien, die bildredigierende, berufstätige Mutter mit Luise in München. Aber nun sie sich einmal entdeckt, nun sie auch an Hand von Photos die ihnen gemeinsam gehörenden Eltern und ihr fragwürdiges Verhalten in Bezug auf sie, die Kinder, entdeckt haben, beschließen die beiden ein Komplott: sie gehen vertauscht zurück nach Wien und München und bewirken schließlich — eine plötzliche Erkrankung des Wiener Zwillinges tut das Ihre an dramatischer Beschleunigung — die endgültige Wiedervereinigung der Eltern und die Wiederherstellung der Familie. Dabei fallen viele beherzigenswerte Worte, sowohl von seiten der Kinder wie von seiten der Erwachsenen, aber ohne „erhobenen Zeigefinger“, es bleibt vielmehr alles in der Atmosphäre der Heiterkeit und einer Leichtigkeit, die dennoch keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, wie ernst hier von ernstesten Dingen gehandelt wird.

Eltern, die vorhaben, sich scheiden zu lassen, sollten ruhig erst einmal bei Luise und Lotte (die als „Schauspieler“ Jutta und Isa Günther heißen und wohlthuend unberührt von Star-Allüren sind) in die Schule gehen, sie sollten sich von ihnen vor Augen führen lassen, was es heißen kann, was zusammengehört, auseinanderzureißen. Es bleibt nur zu wünschen, daß sich dann auch im Leben gelegentlich ein Drehbuch-Autor mit der moralisch-besinnlichen Ader eines Kästner findet, der ihre Lebensgeschichte weiterschreibt, und ein so warmherzig begabter „Regisseur“ wie Joseph von Baky, der es in die Hand nimmt, ihr Schicksal zu einem guten Ende zu führen.

Aus Süd- und Westeuropa

Die Kirche und der Rotary-Club Das Heilige Offizium, die mit der Überwachung der Reinheit der Glaubens- und Sittenlehre in der katholischen Kirche beauftragte römische Kongregation, hat auf die Anfrage, ob Katholiken Mitglieder des sogenannten „Rotary-Clubs“ sein könnten, mit dem Datum vom 20. 12. 1950 folgendes Dekret als Antwort erlassen, das am 11. 1. 1951 publiziert worden ist:

„Es ist den Priestern verboten, der Vereinigung ‚Rotary-Club‘ anzugehören oder an ihren Versammlungen teilzunehmen. Was die Laien angeht, so haben sie sich

an die Vorschriften des Canon 684 des CIC zu halten.“ Der Canon 684 des CIC schreibt vor, „sich zu hüten vor geheimen, verurteilten, revolutionären, verdächtigen Vereinen und vor solchen, welche sich der allgemeinen kirchlichen Aufsicht zu entziehen suchen“.

Dies Dekret verschärft die bisher geübte Praxis der Kirche gegenüber Rotary mindestens, was die Zugehörigkeit von Priestern betrifft. Bisher war ihnen nur „abgeraten“, Mitglied zu werden. „Non expedit“ hieß es im Dekret der Konsistorialkongregation (Act. Ap. Sed. 6. 2. 1929 S. 42). Jedoch sind wiederholt Ausnahmen zugestanden worden.

Die neue Verschärfung hat vor allen Dingen in angelsächsischen Ländern einiges Aufsehen und einige Diskussionen hervorgerufen, so daß sich der Osservatore Romano veranlaßt sah, einen gewissermaßen offiziellen Kommentar dazu zu geben. Es wird darin zunächst darauf hingewiesen, daß das Verbot der Zugehörigkeit zum Rotary-Club für die Geistlichen nur eine Wiederholung einer schon am 4. Februar 1929 ergangenen Weisung der Konsistorialkongregation sei, und zwar beziehe sich dieses Verbot auf die Mitgliederversammlungen des Rotary-Clubs, in denen die wirtschaftlichen und beruflichen Geschäfte ihrer Mitglieder erörtert würden. Es erstrecke sich nicht auf solche Versammlungen, die zwar vom Rotary-Club einberufen seien, aber zu Zwecken, die der priesterlichen Tätigkeit nicht entgegenstehen und auch für Außenstehende zugänglich seien, etwa, um caritative Initiativen zu verwirklichen.

Was die Laien angehe, so spreche das Dekret kein direktes Verbot aus, sondern habe den Charakter einer Warnung. Man wolle keineswegs dem Rotary-Club alle die einzelnen Eigenschaften zusprechen, die im Canon genannt seien. Es genüge jedoch, wenn eine Vereinigung auch nur eine dieser Eigenschaften habe, um sie vom katholischen Standpunkt aus als verdächtig zu betrachten. Im Falle des Rotary-Clubs erscheinen die Weisungen des Heiligen Offiziums schon durch den laizistischen und areligiösen Geist gerechtfertigt, der die Haltung des Clubs bezüglich vieler Probleme charakterisiere, in denen der Katholik durch die Lehre der Kirche gebunden sei, so z. B. auf moralischem Gebiet und in Fragen der sozialen Gerechtigkeit. Dieser Charakter werde ganz offenbar durch Artikel 3 des Statutes und durch die Gesamtheit der 11 Artikel des sogenannten „ethischen Kodex“ des Rotary-Clubs, wie auch durch verschiedene von Leitern des Rotary-Clubs früher gemachte Erklärungen dargetan. Dieser Geist des Laizismus und der religiösen Indifferenz öffne der Infiltration von freimaurerischen und antiklerikalen Elementen in den Rotary-Club Tür und Tor. Tatsächlich sei in vielen Ländern ein maßgebender Einfluß der Freimaurerei im Rotary-Club deutlich. Als solche Länder werden in dem Kommentar des „Osservatore Romano“ Spanien, Holland und einige Länder Südamerikas genannt, deren Bischöfe schon strenge Weisungen gegen den Rotary-Club erlassen hätten. Eine römische Meldung des NCWC fügt weiter die Namen Italien, Schweiz und Belgien hinzu und weist namentlich darauf hin, daß der Rotary-Club in Mexiko z. B. die Kirchenverfolgung unter Präsident Calles sehr aktiv unterstützt habe. Der Osservatore Romano weist dann weiter darauf hin, daß in anderen Ländern die Lage durchaus anders sei, wo sich der Club durch den Einfluß von der Kirche gegenüber freundlich eingestellt

ten Leitern und Mitgliedern sehr tolerant und wohlwollend gegenüber religiösen Interessen verhalten habe. Es müsse also den Bischöfen überlassen bleiben, zu bestimmen, ob in ihrem Jurisdiktionsbereich der Rotary-Club die in Canon 684 genannten Kennzeichen habe oder nicht und ob die Zugehörigkeit von Katholiken zu ihm geduldet werden könne. Die Bischöfe hätten allerdings die Pflicht, bei einer solchen Entscheidung nicht nur von der Lage ihrer eigenen Diözese auszugehen, sondern immer die religiösen Interessen ihres ganzen Landes zu berücksichtigen.

Die englische Wochenschrift „Catholic Herald“ weist in einem ihrer Artikel darauf hin, daß man die tieferen Hintergründe solcher Bewegungen nicht übersehen dürfe. „In der gegenwärtigen säkularisierten Welt“, so heißt es dort, „ist es erschreckend leicht, eine gotterfüllte Religiosität durch ein Ideal rein humanitären guten Willens und Dienstefers zu ersetzen. Vielen erscheint ein solches Ideal reiner und einfacher, und doch ist es im Grunde genommen selbstbezogen, wohingegen die echte Religiosität wesentlich selbstabgewendet und gottbezogen ist. Sie allein ist von Dauer und hält gegenüber den Irrtümern stand, welche die Welt in ihre gegenwärtigen Schwierigkeiten geführt haben. Nicht allein der Rotary-Club, sondern praktisch jede weltliche Vereinigung leidet unter diesem grundsätzlichen Mangel. Dabei liegt die Schwäche bei den Christen selber. Wenn sie ihre religiösen Ideale wirklich lebten, so würden sie die Rotarier und alle Menschen ähnlicher Art zu einem wahren Verständnis des menschlichen Zusammenlebens in Gott bekehren. Das wäre ihre Aufgabe. Es scheint jedoch, daß der Heilige Stuhl Informationen besitzt, daß eher das Gegenteil stattfindet.“

Was ist der Rotary-Club?

Da das Wesen, der Zweck und die Organisation des Rotary-Clubs in weiteren Kreisen sehr wenig bekannt sind, scheint es zweckmäßig, darüber etwas zu berichten. Wir entnehmen diese Mitteilungen einem längeren Aufsatz der Schweizer „Orientierung“ (15. 10. 1950).

Der Rotary-Club wurde 1905 von dem Rechtsanwalt Paul Harris in Chikago gegründet. In dem Club sollten sich nach der Absicht des Gründers Männer verschiedener Berufe, und zwar möglichst in der lokalen Gruppe aus jedem Beruf nur je einer, vereinigen, um der Entfremdung unter den Gruppen der Gesellschaft entgegenzuwirken und gemeinsam für die Idee des „Dienstes an der Öffentlichkeit“ zu wirken. Heute besteht der Club in 82 Ländern mit 7000 einzelnen Clubs und ca. 350 000 Mitgliedern, überwiegend Geschäftsleuten und Angehörigen freier Berufe. Die Ämter werden nach föderalistischem Prinzip durch Wahl vergeben. Die Befugnisse der Gewählten sind bedeutend. Jedes Jahr tagt ein Gesamtkongreß. 1946 nahmen 16 000 Rotarier daran teil. Die Zentrale ist in Chikago. Unter ihr leiten drei Sekretariate in London, Zürich und Bombay die Weltorganisation. Beherrschender Grundsatz ist das Ideal des Dienstes. Es soll sich in vier konkreten Zielen verwirklichen: 1. Freundschaft, 2. Dienst am Beruf in Redlichkeit und Hebung der Berufsmoral, 3. Dienst an der Gemeinschaft durch Teilnahme an Werken der Nächstenliebe, besonders auch durch Hilfe an der Jugend, 4. gegenseitige Verständigung zwischen den Völkern, Pflege internationaler Beziehungen.

Dies alles sind Grundsätze einer natürlichen Sittlichkeit. Was daraus gemacht wird und welche Haltung von ihnen her gegenüber der Kirche eingenommen wird, das hängt von den Mitgliedern ab. Der Gründer des Clubs war Freimaurer. Jedoch unterscheidet sich Rotary von der Freimaurerei in folgendem: 1. Er ist keine geheime Gesellschaft. Es besteht auch keine Schweigepflicht. 2. Die Rotarier verbergen die Tatsache ihrer Mitgliedschaft nicht. 3. Rotary strebt nicht nach der Menge, sondern nach der Güte. Es werden aus jedem Beruf nur wenige, möglichst die Würdigsten aufgenommen. 4. Rotary befaßt sich weder mit Politik noch mit Religion. Er verbietet die Diskussion darüber. 5. Rotary hat nicht das Prinzip unbedingter Kameradschaft, d. h. er deckt kein ehrenrühriges Verhalten seiner Mitglieder. 6. Rotary erstrebt und leistet Dienst an der Allgemeinheit. 7. Rotary hat kein antikatholisches Prinzip. Übrigens ist der gegenwärtige Präsident katholisch. Die Aufnahme von Mitgliedern ist an keine konfessionellen Rücksichten gebunden.

Im ganzen wird die Einstellung von Rotary zur Kirche je nach den Ländern und örtlichen Verhältnissen unterschiedlich sein. In ausgesprochen katholischen Ländern, wie Italien, Spanien und Lateinamerika, vielleicht auch in Holland trägt die betonte Hervorhebung der „natürlichen“ Ethik, der Toleranz usw. einen etwas anderen Charakter als in den germanischen und angelsächsischen Ländern. Sie bedeutet dort allzu leicht mindestens eine betonte Distanzierung gegenüber allem, was katholisch oder, wie man in diesem Fall zuweilen gern sagt, was „bigott“ ist. Es liegen keine Anzeichen vor, diese gewollte Distanzierung auch den deutschen Rotariern zu unterstellen.

Zweifelhafte Wunder- erscheinungen

Im „Osservatore Romano“ hat Msgr. *Alfredo Ottaviani* einen Leitartikel veröffentlicht, dessen Überschrift „Siate, cristiani, a muovervi più gravi“ ein Dante-Zitat darstellt und bedeutet: Christen, seid vorsichtig in euren Handlungen. Mit diesem Aufsatz wird in der offiziellen Zeitung des Vatikans zum Thema der umstrittenen Wundererscheinungen der Gegenwart Stellung genommen. Vor 50 Jahren hätte man sich bei dem damals herrschenden Wissenschaftsglauben und aufklärerischen Rationalismus wohl kaum vorstellen können, daß es heute nötig sein würde, gegen eine geradezu erstaunliche Leichtgläubigkeit gegenüber sogenannten Erscheinungen zu warnen. Aber, so führt Ottaviani aus, seit 50 Jahren wohnen wir einem Wiederaufleben der Volksleidenschaft für das Wunderbare auch auf religiösem Gebiet bei. Massen von Gläubigen strömen zu den Orten angeblicher Wunder, während sie die Kirche, die Sakramente und die Predigt fliehen. Man darf sich darüber gewiß nicht wundern, da die menschliche Einsicht durch die Erbsünde auch auf dem Gebiet des Religiösen verdunkelt ist. Aber aus dem Wort und dem Blut Christi geboren, ist die Kirche da, um die wahre Religion zu hüten und zu interpretieren.

Die Erscheinungen, die den besonderen Anlaß kirchlicher Warnungen in der Gegenwart bilden, sind die von Voltago in Italien, von Espis und Bouxières in Frankreich, von Ham-sur-Sambre in Belgien, von Heroldsbach in Deutschland und von Necdah in den Vereinigten Staaten. Wenn die Kirche davor warnt, diese Erscheinungen

als Wunder zu verehren, so will sie damit keineswegs die Macht Gottes, Wunderbares geschehen zu lassen oder zu bewirken, bestreiten, sondern nur falsche Wunder bekämpfen.

Christlicher Glaube und Wunder

Wörtlich fährt dann Ottaviani fort:

„Jeder gute Christ weiß schon vom Katechismus her, daß die wahre Religion im wahren Glauben, in der Offenbarung besteht, die mit dem Tod des letzten Apostels abgeschlossen und der Kirche zur Auslegung und Bewahrung anvertraut worden ist.

Nichts anderes, zu unserm Heil Notwendiges kann uns mehr offenbart werden, wir haben nichts mehr zu erwarten, wir besitzen — wenn wir es nur ausnützen wollten — bereits alles. Auch die anerkanntesten Visionen können uns nur neue Antriebe zum Eifer, nicht neue Elemente des Lebens und der Lehre vermitteln. Die wahre Religion besteht wesentlich, außer in der Erkenntnis, in der Liebe zu Gott und in der daraus folgenden Liebe zum Nächsten: und die Liebe zu Gott äußert sich mehr noch als in Kult und Ritus darin, den Willen Gottes zu tun, seinen Geboten zu gehorchen. . . .

Ein guter Christ weiß, daß die Heiligkeit der Heiligen nicht wesentlich in ihren übernatürlichen visionären Gaben, ihren Prophezeiungen und Wundern besteht, sondern in der heldenmäßigen Ausübung der Tugend. . . .

Die Lehre der Kirche ist in diesem Punkte niemals zweifelhaft gewesen; und wer lieber Ereignissen von zweifelhafter Bedeutung nachläuft als dem Worte Gottes, liebt die Welt mehr als Gott.“

Das Entscheidungsrecht der Kirche gegenüber Wundern und Erscheinungen

Ottaviani weist dann darauf hin, daß es Sache der Bischöfe und des Papstes ist, über die Echtheit eines Wunders oder einer Erscheinung zu entscheiden, ebenso wie es Sache des Architekten ist, das Haus zu bauen, oder Sache eines Arztes, den Kranken zu heilen. Das Widerstreben der Gläubigen, in diesen Dingen auf die Geistlichkeit zu hören, beruht nach Ottavianis Meinung darauf, daß die Geistlichkeit in den letzten 50 Jahren von allen Seiten so sehr angegriffen und verleumdet worden ist, daß sich ein gewisses Mißtrauen auch bei den Gläubigen eingeschlichen hat. Doch bei der Rückkehr zum Glauben, die sich offensichtlich heute in weiten Kreisen vollzieht, muß sich auch das Vertrauen der Gläubigen auf die Entscheidungskraft des Klerus in geistlichen Dingen wiederherstellen.

Manche der zweifelhaften Phänomene mögen Erscheinungen natürlicher Religiosität sein; christliche Phänomene sind sie jedenfalls nicht. Sie können denen, die immer bereit sind, das Christentum mit Vorwürfen zu überhäufen, neue Vorwände liefern, sich zu entrüsten, wie Christen sich mit abergläubischen Erscheinungen einlassen. Wenn diese Erscheinungen, so sagt Ottaviani, Überreste heidnischer Religiosität sind, so ist es also Aufgabe der Kirche, uns von diesen Irrtümern zu befreien, genau so, wie sie uns vor moralischen Irrtümern durch ihre Macht, Sünden zu vergeben, befreit. Eben darum müssen die Katholiken auf das Wort Gottes hören, das allein die Kirche unverdorben besitzt und bewahrt, und sie dürfen nicht wie hirtlose Schafe anderen Stimmen nachlaufen. Ottaviani schließt seinen Aufsatz mit der

Fortführung des Dante-Zitates, dem er die Überschrift entnommen hat, welche lautet: „Ihr habt das Alte und das Neue Testament und den Hirten der Kirche, der euch führt; das ist genug für eure Rettung“ (Par. V, 73—77).

Aus Ost- und Südosteuropa

Die Hierarchie in den deutschen Ostgebieten In seiner Weihnachtsbotschaft hat der Primas von Polen die Gläubigen damit vertraut gemacht, daß das neue Jahr „noch mehr und größeres Leid und Unglück für die Kirche bringen werde“. „Die Katholiken sollen sich darüber klar sein, daß die Partei sich nicht an die Stelle Gottes setzen darf. Für die Katholiken ist Christus Gott.“

Das neue Leid hat nicht lange auf sich warten lassen. Und der Angriff, der nun begonnen hat, stellt eine Usurpation kirchlicher Lebensrechte dar, die in den betroffenen Gebieten die Organisation der Kirche außer Funktion setzen kann. Die polnische Regierung hat ihre Ankündigung wahr gemacht, daß sie die kirchlichen Verhältnisse in den Westgebieten selbst ordnen werde, wenn die Bischöfe es nicht täten. Die Bischöfe konnten diesem Verlangen nicht entsprechen, da der Heilige Stuhl vor Abschluß eines Friedensvertrages die Lage der Gebiete östlich von Oder und Neiße als provisorisch betrachtet. Nunmehr hat die Regierung die Apostolischen Administratoren von Breslau, Oppeln, Landsberg, Danzig und Ermland gezwungen, ihre Verwaltungsgebiete zu verlassen, und staatliche Verwalter an ihre Stelle gesetzt. Sie wurden in einigen Meldungen als Kapitularvikare bezeichnet, die gewählt worden seien. Da jedoch in den Administraturen zur Zeit keine Domkapitel bestehen, könnte die Wahl nur durch eine Gruppe von Geistlichen erfolgt sein, die der Regierung dazu die Hand geboten haben. Die Neuernannten selbst, deren Namen inzwischen veröffentlicht wurden, sind in den Listen der sogenannten „demokratischen Priester“ nicht zu finden. Der Primas von Polen hat mündlich beim Staatspräsidenten gegen die Ernennungen protestiert. Ob es zu einer Einigung kommt, steht noch dahin. Die fünf Administraturen sind jedenfalls gegenwärtig ohne bischöfliche Leitung, wenn nicht insgeheim Vollmachten für eine solche erteilt worden sind. Zweifellos wird der Klerus dieser Gebiete vor schwere Entscheidungen gestellt werden. Bisher sind in Polen nach neueren Meldungen etwa 1000 Priester im Gefängnis. Ihre Zahl kann sich leicht erhöhen. In den ehemals deutschen Ostgebieten wohnen heute nahezu vier Millionen Katholiken. Sie verteilen sich wie folgt: Administratur Breslau 1 600 000 mit 615 Priestern, Oppeln 1 200 000 mit 616 Priestern, Landsberg 180 000 mit 355 Priestern, Danzig 275 000 mit 95 Priestern und Ermland 622 000 mit 220 Priestern.

Schismatische Bestrebungen

Hand in Hand mit den Bemühungen, die rechtmäßige Leitung der Kirche zu behindern, werden die Bestrebungen verstärkt, innerhalb des Klerus für nationalkirchliche Ideen zu werben. Sie gehen von der Gruppe der sogenannten „patriotischen Priester“ aus. Über die Stärke und tatsächliche Bedeutung dieser Gruppe liegen zuverlässige Meldungen nicht vor. Ihre Prominenten

werden von staatlicher Seite immer wieder an die Öffentlichkeit gestellt. Es dürfte aber in Polen noch weniger gelingen, eine schismatische Kirche zu schaffen, als in der Tschechoslowakei.

Verhaftung eines Bischofs?

Auch in Alt-Polen ist ein erster Anschlag gegen die Leitung der Kirche erfolgt. Der Bischof von Kielce, Msgr. Ceslaus Kaczmarek, wurde unter Hausarrest gestellt. Sein Name wurde schon im vorigen Jahr von den Kommunisten mit besonderem Affekt genannt. Man hat einen Priesterprozeß in Krakau benutzt, den Bischof in Zusammenhang mit staatsfeindlichen Kreisen zu bringen, nachdem er schon lange der Zusammenarbeit mit den Nazis bezichtigt worden war. Zwei andere Bischöfe, Msgr. Jalbrzykowski von Wilna, der gegenwärtig in Bialystok residiert, und Msgr. Baziak von Lemberg, der ebenfalls nur mehr ein Restgebiet seiner an die Russen abgetretenen Diözese verwaltet, erhielten ein Verbot, ihren bisherigen Titel zu führen.

Der Druck auf das katholische Volk

Der Druck auf das katholische Volk wirkt sich augenblicklich hauptsächlich in der Sache des Religionsunterrichtes aus. Einmal geht es dabei um die Gewinnung der Jugend für den Kommunismus, und andererseits ist das Mittel geeignet, die Gesinnungstreue der Eltern herauszufordern. Der Religionsunterricht ist durch den Vertrag vom vorigen Jahre gewährleistet. Man sucht nun die Eltern, vor allem die Angestellten und Arbeiter der Staatsbetriebe, zu zwingen, daß sie ihre Kinder aus den Staatsschulen herausnehmen und in die Parteischulen schicken, die vom Staatsjugendverband betreut werden. Diese Aktionen tragen systematischen Charakter.

Gesamtbild

Die Beschleunigung des Tempos im polnischen Kirchenkampf veranlaßte den Korrespondenten der „Times“, davon zu sprechen, der Kampf sei „ins letzte Stadium“ eingetreten. Die Kirche sei dem Martyrium nahe. Die Bischöfe „sehen dem Unvermeidlichen entgegen“. Wie verhält sich das Volk? „Trotz der Lawine marxistischer und antiklerikaler Propaganda — manchmal auch gerade wegen ihr — strömen sie noch sonntags in die Kirchen. Die geistige Beeinflussung und die Ablenkungen der neuen Zeit mögen die Jugend schließlich vielleicht der Kirche entfremden. Aber für die ältere Generation ist der Katholizismus noch ein gelebter Glaube.“

Nachrichten aus der Tschechoslowakei Alle Nachrichten über das kirchliche Leben in der Tschechoslowakei stammen entweder aus staatlichen Quellen oder aus Mitteilungen von Flüchtlingen. Letztere stimmen wohl in den tatsächlichen Angaben zumeist überein. Aber auf die Frage, wie sich Klerus und Gläubige halten und wie man die weitere Entwicklung einschätzen müsse, läßt sich eine umfassende und beweisbare Antwort zur Zeit nicht geben.

Propagandaerfolge beim Klerus?

Der Wiener NCWC-News-Service-Vertreter gewinnt aus Berichten von Flüchtlingen den Eindruck, daß die intensive Propaganda des exkommunizierten Priesters

und Ministers Plojhar „einige Wirkung auf den jüngeren Klerus ausübt“, obwohl die Zahl der Apostaten gering ist. Man befürchtet eher, daß viele, willens, ihren priesterlichen Pflichten treu zu bleiben, der propagandistischen Unterscheidung zwischen Kirche und vatikanischer Politik gewisse Zugeständnisse machen und versuchen, die Anerkennung der geistlichen Autorität des Heiligen Stuhles mit politischer Haltung im Sinne ihrer Macht-haber zu vereinbaren. Nach einer Züricher Information aus Flüchtlingskreisen waren im Juni 1950 nicht mehr als zehn Priester Parteimitglieder, und die „Gesellschaft patriotischer Priester“ soll nur 150 Mitglieder zählen. Auf einem von der Regierung veranstalteten Priesterkongreß in Velehrad waren im Juli 450 Teilnehmer anwesend. Aber viele von ihnen brachten den Mut zum Protest auf, so daß den Veranstaltern das Konzept ver-dorben wurde.

Von den insgesamt etwa 7000 Priestern befinden sich nach den uns zugänglichen Schätzungen etwa 3000 in irgendeiner Form von Haft, überwiegend in Arbeits-lagern. Die noch amtierenden Priester sind, jeder für sich, völlig isoliert. Sie dürfen ihren Amtsbezirk nur mit be-sonderer Bewilligung der Polizei verlassen, so daß selbst nachbarliche Treffen kaum mehr möglich sind. Bei Mit-teilungen, Anweisungen und Instruktionen, die sie emp-fangen, wissen sie oft nicht, ob sie von der legitimen Autorität ausgehen oder von den verschiedenen staat-lichen Stellen, die sich in die Leitung der Kirche ein-mischen. In den meisten Diözesen gibt es jetzt staatliche „Generalvikare“, in allen zeichnet der Staatskommissar die vom Bischof ausgehende Post gegen. Wie gefährlich der unmittelbare Umgang mit dem Bischof ist, zeigt die Tatsache, daß bereits drei bischöfliche Sekretäre in Prag, Olmütz und Königgrätz in Schauprozessen verurteilt worden sind.

Das Urteil gegen die slowakischen Bischöfe

Die Slowakei ist durch das bekannte Preßburger Urteil im Januar d. J. ihrer Bischöfe beraubt worden bis auf den Apostolischen Administrator von Rosenau, Msgr. Pobožny, der noch als Gefangener in seinem Hause leben darf. Das Preßburger Urteil beendete einen Staats-prozeß, der ganz nach dem traurigen Muster des Mind-szentyverfahrens ablief. Verurteilt wurden der dreiund-siebzehnjährige Bischof von Spis, Msgr. Vojtassak, zu 24 Jahren Gefängnis, der Weihbischof Buzalka von Tyr-nau und der byzantinische Bischof von Presov, Msgr. Gojdic, beide zu lebenslanglichem Kerker. Sie folgen in ihrem Schicksal dem Weihbischof von Olmütz, Msgr. Zela, der einige Wochen vorher in Prag zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Die vier Prälaten sind die ersten Bischöfe dieses Landes, denen ein förmlicher Pro-zeß gemacht wurde. Von einem Verfahren gegen Erz-bischof Beran wurde und wird immer wieder gesprochen, jedoch hat der Vatikan bekanntgegeben, daß er seit vielen Monaten ohne sichere Nachricht über Msgr. Beran sei. Der Preßburger Prozeß war wiederum ein Schulfall jener barbarischen Justiz, die die Angeklagten zwingt, sich selbst anzuklagen und zu richten. Wieder war der unabhängigen Presse der Zutritt zur Hauptverhandlung verwehrt und wurden nur Ausschnitte aus der Verhand-lung durch das Radio gesendet. Diese aber bestanden in unerhörten Selbstbezeichnungen der Angeklagten, die sich der Spionage, des Hochverrates und anderer Ver-

brechen schuldig erklärten und auch ihre pflichtmäßigen Handlungen, z. B. ihre Hirtenbriefe, verdammt. Wie der „Osservatore Romano“ hervorhob, besteht kein Zweifel darüber, daß die Angeklagten geistig gebrochen waren. „Noch nie gab es eine derartige Verleugnung der eigenen Ideen, ein solches Eingestehen phantastischen Komplizentums; vor allem aber noch nie diese Selbst-erniedrigung und Selbstvernichtung, in der das Opfer die Ungerechtigkeit preist, die es niederschlägt, und um Gnade bittet, so daß es selbst seinen Charakter, seine Integrität und seine Würde wegwirft.“

Weitere Priesterprozesse

Im ganzen fanden in der Tschechoslowakei im Laufe der letzten zehn Monate fünf derartige monströse Prozesse gegen bekannte Geistliche statt. Der erste war der große Ordensprozeß, über den hier ausführlich berichtet wurde (Herder-Korrespondenz 4. Jhg. S. 411). Ferner gab es, außer den Bischofsprozessen, noch zwei großangelegte Verfahren in Prag. Das eine galt den bischöflichen Se-kretären und einigen anderen Priestern, das andere traf hauptsächlich Pfarrer. Neben den üblichen Anklagen wegen staatsfeindlicher Tätigkeit, Spionage usw. fehlte auch nicht ein großes Wirtschaftsdelikt. Ein Priester hatte so viel gehamstert, daß 13 Schaufensterkästen in einer Hauptstraße Prags in Anspruch genommen werden mußten, um diese Waren alle dem Volk zeigen zu kön-nen. Es fehlte dabei nichts, angefangen von Fleisch, Fett, Kakao, Kinderschuhen bis zu Rohkupfer und Revolver-munition. Eine andere Nachricht gehört in diesen Zu-sammenhang. Sie ist so ungeheuerlich, daß wir sie nur mit äußerstem Bedenken weitergeben. Nach einer Mel-dung der „Neuen Züricher Nachrichten“ vom 16. 12. 50 hat ein geflohener tschechischer Geistlicher in Linz er-klärt, daß im städtischen Krankenhaus einer tschechi-schen Stadt Mönche und Ordensfrauen mit Syphilis infi-ziert worden seien, um gegebenenfalls für Sittlichkeits-prozesse bereitzustehen.

Das Bild dieser Dämonie wird abgerundet durch das, was man über die Behandlung der Ordensleute in den Konzentrationslagern erfährt, in die sie vor nun fast einem Jahre überführt wurden. Im ganzen wurden im April und Mai v. J. mehr als 800 Angehörige männlicher Orden verhaftet und in Lager gebracht. 60 Klöster wur-den geschlossen. Die Gefangenen werden nach jener ver-führerischen Methode behandelt, die zwischen brutalen Strafen und kleinen Vergünstigungen, z. B. Sonntags-urlaub, variiert. Ihre Zeit ist mit schwerer körperlicher Arbeit und ideologischer Schulung ausgefüllt, wobei zuweilen einzelne der Gefangenen die Rolle des Schu-lungsleiters übernehmen müssen.

Aus den Missionen

Katholische Erziehung in Japan
Missions- gebetsintention für März 1951

Von den 85 Millionen Japanern be-suchen zur Zeit 17,5 Millionen Schu-len aller Art. Das japanische Volk ist in seiner Wurzel so jugendfrisch wie kaum ein anderes der östlichen und auch der westlichen Welt. Japan ist aber zugleich auch das Land, in dem das Schulwesen besonders entwickelt ist. Die schulpflichtige Jugend wird nun fast restlos in staatlichen Volksschulen erfaßt. Private Volksschulen

sind bis auf wenige Ausnahmen meist nur als Vorstufe für private Mittelschulen erlaubt. So kommt es, daß in den staatlichen Volksschulen Japans 10,5 Millionen Kinder unter 14 Jahren erzogen werden, in privaten Volksschulen aber nur 21 000. Ein Viertel der Kinder aus privaten Volksschulen wird in katholischen Schulen erfaßt. Es ist aber nicht so, als ob die 5409 Kinder in katholischen Volksschulen alles Katholiken wären. Ein hoher Prozentsatz der Besucher dieser Schulen besteht aus heidnischen Kindern. Da nun die katholische Bevölkerung Japans weit mehr als 5409 Kinder aufweist, stehen wir vor der Tatsache, daß wahrscheinlich mehr als die Hälfte aller katholischen Volksschulkinder Japans die Staatsschulen besuchen müssen oder auch andere private Erziehungsanstalten, die nicht in christlichem oder katholischem Geiste geleitet sind. Überblickt man die Gesamtzahl der Besucher katholischer Schulen aller Grade in Japan, so ergibt sich sogar, daß rund 80 Prozent ihrer Schüler nicht christlich sind.

Das bedeutet in einem Lande, wo dem Katholizismus noch nicht $\frac{1}{4}$ Prozent der Bevölkerung angehört, eine ernste Gefahr für die christliche Erziehung der Mehrheit der katholischen Kinder, zumal in Japan das Elternhaus noch weniger als anderswo daran gewöhnt ist, die Aufgaben zu übernehmen, die ihm naturrechtlich, aber auch durch das Gebot der Kirche obliegen. Es sind nach dem Kriege mannigfache Versuche gemacht worden, den Religionsunterricht in den japanischen Staatsschulen einzuführen. Merkwürdigerweise haben die Besatzungsbehörden dagegen Stellung genommen mit der Begründung, zur sittlichen Erziehung seien nur die Eltern geeignet. Sicherlich kann die katholische Kirche Japans des erfreulichen Konvertitenzuwachses aus gebildeten Kreisen nicht recht froh werden, wenn Tausende katholischer Kinder eine ganzheitliche, katholische Erziehung entbehren.

Der Geist der japanischen Staatsschulen

Die japanische Staatsschule sah zwar seit ihrer Gründung durch Kaiser Meiji eine Moralerziehung mit westlichem Einschlag vor, nie aber Religionsunterricht als Lehrfach. Dieser wurde sogar 1902 ausdrücklich verboten. Unter diesen Umständen war es nicht verwunderlich, daß die bewußte Angleichung Japans an die westliche Zivilisation auch in breiten Strömen westlichen Naturalismus, Positivismus und Materialismus in die Schulen einströmen ließ. Besonders die Lehrerschaft wurde von dem modernen Denken erfaßt. Und da weltanschauliche Systematik und streng logischer Aufbau von Systemen in Japan nicht beliebt sind, war es unvermeidlich, daß ein weitgehender Eklektizismus das Denken der Lehrerschaft beherrschte. Im Untergrund des modernen Denkens lebten zugleich die alten heidnischen Anschauungen weiter. Eine einheitliche religiös-sittliche Bildung der Jugend war unter diesen Umständen unmöglich. Verschiedene größere Untersuchungen über das weltanschauliche Denken der Schulkinder führten zu erschütternden Ergebnissen. Daß katholische Kinder in Staatsschulen unter diesen Umständen in ihrem Glauben mehr als gefährdet sind, ergibt sich von selbst.

Seit 1947 sind in den Schulen zwar einige Konzessionen an die Religion gemacht worden. So dürfen Religionen als „gesellschaftliche Phänomene“ studiert werden. Auch wurden für die persönliche religiöse Betätigung größere Freiheiten gegeben. Die Privatschulen dürfen Moral und

Religion außerhalb des Stundenplanes lehren. Aber die überwältigende Mehrheit der japanischen Schulkinder entbehrt bis zum 18. Lebensjahr den Unterricht in den elementarsten Begriffen der Moral.

Nichtkatholische Kinder und Lehrer an Missionsschulen und umgekehrt

Sollte nun die Kirche nicht wenigstens einen kleinen Teil des ihr drohenden weltanschaulichen Schadens dadurch abwehren können, daß sie die bisher von heidnischen Kindern besetzten Plätze in ihren Schulen für katholische Kinder freimacht? Die katholische Japanmission glaubt diesen Weg unter keinen Umständen gehen zu dürfen. In einem Missionsland muß die Schule Missionsschule bleiben. Sonst würde die Kirche in Japan nur noch auf das Wachstum durch erwachsene Konvertiten angewiesen sein. Sie muß aber auch im Denken und Leben der Schuljugend sich einen Raum schaffen, der über die Erziehung der Kinder katholischer Eltern hinausgeht. Im übrigen ist die wirtschaftliche Lage der japanischen Katholiken nicht derart, daß sie ein hochentwickeltes Mittelschulwesen nur aus eigenem Vermögen bestreiten können. Die 141 000 Katholiken Japans haben heute schon etwa 100 Schulen, die nach den staatlichen Vorschriften einzurichten und mit qualifizierten Lehrkräften zu besetzen eine nicht geringe finanzielle Aufgabe darstellt. Leider müssen die katholischen Schulen heute auch viele heidnische Lehrkräfte anstellen, in manchen Anstalten mehr als 50 Prozent. Das bedeutet natürlich auch eine innere Gefahr für die katholische Erziehung innerhalb der katholischen Anstalten. Diese muß aber in Kauf genommen und mit geeigneten Mitteln abgewehrt werden. Eine überraschende Feststellung hat man übrigens in den letzten Jahren gemacht: Etwa 1400 katholische Lehrer (nach neuesten Mitteilungen sogar 2000) sind in nichtkatholischen Schulen Japans festgestellt worden. Daß die kleine Japanmission in den letzten Jahrzehnten so viele katholische Lehrer hervorbrachte, ist ein ehrendes Zeugnis für die Güte ihres Unterrichtes und den Weitblick ihrer Erziehungsmethoden. Diese katholischen Lehrer, die in heidnischen Lehrerkollegien arbeiten, sind direkt oder indirekt eine wertvolle Apostolatshilfe. P. Roggendorf SJ hat sich mit Erfolg bemüht, die katholische Lehrerschaft Japans zu erfassen und ihr durch eine eigene pädagogische Monatschrift zu dienen, die sich wachsenden Ansehens erfreut.

Eine dringende Aufgabe der katholischen Schulen ist, Kindern aus weniger bemittelten katholischen Schichten Zugang zu höherer Bildung zu verschaffen. Nur mit solchen Kräften kann später die Kirche in der so wichtigen sozialen Aktion erfolgreich tätig sein.

Katholische japanische Universitäten und Hochschulen

Auf die Universitätsbildung können wir hier nur kurz eingehen. Wir haben heute 6 anerkannte Universitätskollegien und 5 sogen. Junior-Colleges für Mädchen. Aber die Protestanten besitzen eine vielfache Zahl solcher Institute und arbeiten mit viel reicheren Mitteln als die katholischen Hochschulen. Im Rahmen der neuen Universitätsverfassung in Japan müssen vor allem Graduierten-Colleges geschaffen werden, die schließlich die Spitze und die Blüte des Universitätswesens darstellen und auch den christlichen Gemeinschaften gestatten, ihre

eigenen Führer heranzubilden. Millionen sind schon für eine Internationale Christliche Universität der Protestanten gesammelt worden. Auch die Katholische Universität in Tokio strebt danach, sich eine Hochschule für Graduierte anzugliedern.

Die Schulfrage ist in Japan, das heute durch ein kulturelles Vakuum geht, das zugleich ein sittliches und religiöses ist, von ungeheurer Bedeutung. Die christliche Schule schafft die Fundamente einer christlichen Gesellschaftsordnung. In den Erzieherkreisen auch des heidnischen Japan ist die Ratlosigkeit groß. Die Pädagogik mußte in Übereinstimmung mit dem Edikt des Kaisers Meiji, das jetzt abgeschafft ist, auf die konfuzianische Theorie gestützt werden. „Auf welcher Theorie“, so fragen die Pädagogen Japans, „sollen wir denn nun aufbauen?“ Wer sieht hier nicht die Möglichkeiten einer christlichen Pädagogik?

Ökumenische Nachrichten

Ein Monitum von In diesem Jahre wurden die Feiern Präs. Marc Boegner der Gebetsoktav um die Einheit im Glauben nicht überall mit demselben Eifer, sondern oft „in Hoffnung gegen alle Hoffnung“ begangen. Denn Ereignisse des Heiligen Jahres hatten bei den getrennten Brüdern manche tiefe Enttäuschung und Trauer ausgelöst. Um so erfreulicher scheint es, daß in einem Rückblick auf das Heilige Jahr der ehemalige Präsident der französischen Protestanten, Pfarrer Marc Boegner, einer der sechs Präsidenten des Ökumenischen Rates, zwar feststellt, daß sich das allgemeine Klima seit 1949 abgekühlt habe, aber dennoch die „Instructio“ des Heiligen Offiziums zur Frage der ökumenischen Bewegung insofern positiv beurteilt, als nunmehr alle Bischöfe von Amtes wegen verpflichtet seien, die ökumenischen Probleme zu studieren. Er findet auch sonst manchen positiven Zug an der „Instructio“. Dagegen bringt er abermals zum Ausdruck, daß nicht nur das neue Mariendogma, sondern auch die Enzyklika „Humani generis“ unheilvolle Zeichen für das ökumenische Gespräch seien. Der Graben habe sich vertieft. Der 1. November 1950 sei ein epochemachender Einschnitt für die ökumenische Bewegung und werde auch, nach seiner persönlichen Kenntnis, von einer großen Zahl von Katholiken so betrachtet, die sich heute nicht nur über die Infallibilität, sondern auch über das vorangegangene Dogma „Immaculata Conceptio“ ihre Gedanken machten. Die Enttäuschung sei um so größer, als jene Ereignisse gerade in das Jahr fielen, das der Papst mit der Mahnung zur großen Heimkehr eröffnet habe.

Was die Zukunft angehe, äußert Präsident Boegner sein unerschütterliches Vertrauen. Es sei gut und heilsam, daß die römisch-katholische Kirche mit ihren klaren und radikalen Positionen keinen Zweifel mehr gelassen habe, welches nach ihrem Urteil der Weg zur Einheit im Glauben sei. Niemand könne nunmehr irgendwelche Illusionen hegen. Es sei aber interessant, so erklärt er ausdrücklich, daß „bedeutende Priester der katholischen Kirche und Repräsentanten ihrer Theologie“ ihm, Boegner, in den letzten Monaten versichert hätten, auch der Ökumenische Rat dürfe nun in seinen Entschlüssen keinen Zweifel aufkommen lassen, daß für ihn eine Ver-

einigung in der allgemeinen Kirche Christi mit der römisch-katholischen Kirche, „so wie sie jetzt ist“, nicht in Frage komme! Boegner fügt dieser, wie uns scheint, ein wenig intriganten Mitteilung hinzu, daß der Ökumenische Rat auf seiner nächsten Tagung seine Stellung gegenüber der römisch-katholischen Kirche genau umschreiben werde. (Nach „Le Semeur“ 49. Jhg. Heft 3/4 S. 170.)

Der geeinte Protestantismus in USA

Eine Sondernummer des „Christian Century“ vom 13. Dezember 1950 enthält ausführliche Einzelheiten über die Gründung des „Nationalrates der Kirche Christi in USA“ in Cleveland (Ohio), über die wir im letzten Heft einen kurzen Bericht gaben. Da es sich hier um den Versuch handelt, „die christliche Führung im amerikanischen Leben“ dem Protestantismus zu sichern und eine Plattform zu gewinnen, von der aus der amerikanische Gesamtprotestantismus „zu dieser Nation unter Gott“ vernehmlich reden und sich „für den demokratischen Charakter des protestantischen Lebens einsetzen“ kann, empfiehlt es sich, folgende Einzelheiten nachzutragen. Zunächst liegt jetzt eine vollständige Liste der Mitglieder dieses „Bundes der Kirchen“ vor, der außer den Southern Baptists und den Missouri-Lutheranern alle protestantischen Denominationen offiziell angehören. Das sind:

Baptisten	
American Baptist Convention	1 583 360
National Baptist Convention of America	2 594 521
National Baptist Convention USA	4 385 206
Sonstige	6 462
Church of Brethren (Brüdergemeinde)	185 088
Congregational Christian Churches	1 184 661
Disciples of Christ	1 738 605
Evangelical and Reformed Church	714 583
Evangelical United Brethren Church	711 537
Friends (Quäker)	74 810
Lutheraner	
Augustana Lutheran Church	312 326
Danish Evangelical Lutheran Church	13 931
United Lutheran Church of America	1 349 663
Methodisten	
African Methodist Episcopal Church	1 066 301
African Methodist Episcopal Zion Church	520 175
Colored Methodist Episcopal Church	381 000
Methodist Church	8 792 569
Mährische Brüder	38 923
Orthodoxe	
Rumänische	50 000
Russische	300 000
Syrische	20 300
Ukrainische	39 500
Presbyterer	
Presbyterian Church in the US.	653 594
Presbyterian Church in the USA.	2 401 849
United Presbyterian Church of N. A.	213 810
Protestant Episcopal Church	1 671 366
Reformed Church in America	179 085
	<hr/>
	31 183 225

Ein christologisches Problem?

Die Gründung des Nationalrates wurde außerordentlich feierlich unter Anrufung der Heiligen Dreifaltigkeit